

Zur
E r i n n e r u n g
an
Frau Nanny Bischoffe,
geb. Nüssperli.
1783-1838

Für die Familie und ihre Freunde
auf den
ersten Jahrestag ihres Todes
geschrieben
von
Emil Bischoffe.

Dem ältesten Freunde

der Familie,

Herrn Heinrich von Drelli

in Zürich,

in Hochachtung und Liebe

gewidmet.

Diese Blätter sind zum Andenken an eine Frau geschrieben, welche es werth war, daß ihrer noch lange in Ehren gedacht werde. Am Morgen des 25. Februar 1858 umringte ihr Sterbelager eine große Zahl ihrer Kinder und Kindesfinder, von denen Alle bis zur eigenen letzten Stunde segnen werden, was sie an ihnen gethan hat. Und mit denselben trauern um die Hingeshiedene noch zahlreiche Andere bis in fernste Kreise, welche sie ehrten und liebten fast wie eine eigene Mutter. Denn sie galt nicht nur hoch als die langjährige, treue Lebensgefährtin Heinrich Zschokke's, des edeln Volksfreundes und Schriftstellers, sondern um ihrer selbst willen als das Muster einer trefflichen Familienmutter und Hauswirthin, als unermüdliche Wohlthäterin und Theilnehmerin an Wohl und Weh Aller, mit denen sie in Berührung kam, als hochbegabte Frau, reich an Geist und Gemüth und jugendlich-frisch bis in's Greisenalter. Darum ist auch der Wunsch, der vielfach geäußert wurde, so erklärlich, Näheres über ihren Lebensgang und über die unvergeßlich schönen Augenblicke ihres Abschiedes zu vernehmen. Ihm zu entsprechen, erscheint mir als eine Pflicht der Pietät gegen die Verewigte und als eine Forderung der Freundschaft gegen die Freunde. Ganz besonders aber drängt es mich, für die Kinder und die jetzt noch Unmündigen der Familie selbst ein Denkmal zu stiften, das bis in spätere Zeiten dazu dienen möge, die Herzen Aller zu vereinigen und in der Erinnerung an die

Stammutter unseres Geschlechtes tröstend und veredelnd aufzurichten. Aber wenn auch dieses Lebensbild von der Hand eines dankbaren Sohnes gezeichnet und jeder Strich an demselben mit der ganzen Wärme kindlicher Liebe geführt wird, so soll es dennoch nicht in menschlicher Ueberhebung geschehen. Treu und wahr und bescheiden sei meine Darstellung, wie es sich dem Andenken einer Sterblichen geziemt, und in der Verehrung des göttlichen Waltens, das sich auch in ihrem Lebensschicksale als ewige Weisheit und Liebe geoffenbaret hat!

Unsere selige Mutter wurde den 3. September 1785 im Pfarrhause zu Kirchberg geboren und erhielt in der Taufe den Namen „Anna Elisabeth“. Allein in der Familie hieß sie stets nur „Nanny“, ein Schmeichel=Diminutiv, welches ihr immer geblieben ist. Ihr Vater, Jakob Rüspertli *) von Aarau, über 50 Jahre Pfarrer der beiden Dörfer Rüttigen und Viberstein, zwischen denen der Kirchhügel anmuthig in der Mitte ruht, war ein durch und durch biederer Mann, für alles Gute und Wahre begeistert, aller Gemeinheit von Herzen Feind, voll Würde in Wort und That. Zur Zeit der helvetischen Revolution zeigte er sich als feurriger Patriote und ihm bleibt der Ruhm, in jenen Tagen für Volksbildung Wesentliches geleistet zu haben. Er wurde mit Vater Rudolf Meyer einer der thätigsten Mitgründer der Kantonschule in seiner Vaterstadt Aarau im J. 1802, und bekleidete eine Zeit lang die Stelle

*) Geboren 5. Febr. 1756, gestorben 14. Dezbr. 1835.

eines Präsidenten des Aargauischen Erziehungsrathes; ihm ist auch die erste Einrichtung des Kadettencorps in Aarau zu danken. Später widmete er seine Thätigkeit der anfänglich für seinen Sohn Gottlieb angelegten, und nachdem dieser treffliche Jüngling früh gestorben war, von ihm selbst bis in sein hohes Alter geleiteten Baumschule im Leuenfeld, welche durch Veredlung der Baumzucht in der Schweiz und auswärts zu großem Rufe gelangte.

Seine Gattin, Frau Anna Catharina geb. Imhof, *) war eine lebhafte, leicht erregbare Natur, talentreich und während ihres Jugendaufenthaltes zu Vivis und Lausanne besonders zu glänzendem Auftreten in Gesellschaft erzogen. Sie besaß große Unterhaltungsgabe und sprühenden Witz. Anfänglich, nachdem sie, kaum 18 Jahre zählend, in die Ehe getreten, wurde der sonst einsame Kirchberg öfter zum fröhlichen Stellsdchein für die junge Honoratiorenwelt aus den nachbarlichen Städten Aarau und Lenzburg, auch selbst von den landvöglichen Schlössern der Umgegend. Als sich dann freilich die Familie zu mehren begann, machte sich größere Einschränkung von selbst zur gebieterischen Pflicht; allein die Frau Pfarrerin verstand auch das Haushalten aus dem Fundament und trotz aller Sparsamkeit blieb die Gastfreundschaft stetsfort in Ehren gehalten.

Von den älterlichen Eigenschaften gingen manche als gutes Erbtheil auf die älteste Tochter über. Den Biedersinn des

*) Geboren zu Nerlisbach, wo ihr Vater Pfarrer war, den 13. Febr. 1765, gestorben nach 15 Jahre dauernder Blindheit den 26. Aug. 1849.

Characters, den Enthusiasmus für alles Große und Wahre, sowie die Opferfähigkeit für Andere erhielt sie vom Vater — die Ueberlegenheit und das Feuer des Geistes von der Mutter. Eine glückliche Erziehung bewahrte sie überdies vor trübenden Einflüssen von Außen. Papa Rüsperti befolgte den Grundsatz, seine Töchter nicht in die öffentlichen Schulen zu schicken, sondern sie im Hause zu unterrichten; dies geschah durch ihn selbst im Schreiben, weil er eine zierliche Handschrift führte, während die Mutter besonders das Französische mit ihnen betrieb. Ebenso durfte nach des Vaters entschiedenem Willen keines der Mädchen das Welschland besuchen, denn sie sollten, wie er sich ausdrückte, nicht zu „Zieräffchen“ herangebildet werden. Danach war denn auch die ganze Erziehungsweise eingerichtet; strengste Einfachheit und Arbeitsamkeit galten als Hausgesetz. Nanny mußte vor Allem aus der Mutter in allen häuslichen Geschäften an die Hand gehen und konnte schon als 10- oder 11jährig, wenn Jene krank oder abwesend war, einige Tage lang das Wirthschaftsregiment zu ihrer besten Zufriedenheit führen. Weil dann auch noch mehrere jüngere Geschwister nachrückten, so bekam sie hier vollauf Gelegenheit, sich in Pflege und Aufsicht von Kindern vorzuüben. Man kann von ihr in Wahrheit sagen: sie war Erzieherin von Kindsbeinen an und blieb es ihr Leben lang bis zur Todesstunde!

Nach der Confirmation schien es aber dann doch nothwendig, dem fast ländlich erzogenen Mädchen auch die erforderliche Welt-politur angedeihen zu lassen; darauf drang vorzüglich die Mutter. Nanny durfte nun in dem nur eine halbe Stunde von Kirchsberg entfernten Städtchen Aarau eine „Societät“ von Alters-

genossen und Genossinnen besuchen, wo sie bald der Liebling Aller wurde. Aber mit besonderer Innigkeit schloß sie sich an eine schon früher theure Jugendgespielin, die liebliche Charlotte Frey *), mit der sie einen alle Wechsel der Zeit überdauernden Schwesterbund schloß. Was das für fröhliche Kinder damals waren! Wenn Charlotte zum Besuche nach Kirchberg hinauskam, wurde schnell Hut und Shawl auf einen Stuhl geworfen und dann nach Herzenslust im Zimmer herumgewälzt. Und wie die Neigung, Andern zu helfen, bei Beiden jetzt schon so bedeutsam hervortrat! Im Sigristenhause lebte ein armes, verkrüppeltes Anneli, welches über 90 Jahre alt wurde und stets an Krücken gehen mußte; um vom Bänklein vor dem Hause die Treppe hinauf in seinen „Gaden“ zu kriechen, brauchte es über eine Viertelstunde. Da war es nun den Mädchen oft stundenlange Beschäftigung, das hilflose Wesen zu pflegen. Auch wurde ihm, so oft man konnte, von Hause Wein und „Krömli“ gebracht.

Während so die Pfarrerstochter von Kirchberg halb noch Kind, halb schon Jungfrau in ausdrucksvoller Schönheit heranblühte, und schon mehr als Ein Jüngling sich ihr zu nähern begann, zog im Jahre 1802 in das nahe, ehemals bernerische Landvogtschloß von Biberstein, welches seit den Revolutionsjahren leer stand, ein noch junger Mann ein, damals 31 bis 32 Jahre alt, Fremdling zwar, aber schon von großem Rufe in Helvetien — Heinrich Zschokke **). Er hatte sich nicht

*) Charlotte Frey starb im gleichen Jahre wie sie, den 27. Septbr. 1858.

**) Geboren in Magdeburg den 22. März 1771, gestorben in Aarau den 27. Juni 1848.

nur durch mehrere bis dahin herausgegebene Schriftwerke einen Namen gegründet, sondern mehr noch dadurch, daß er der Schweiz, dem Vaterlande seiner Herzenswahl, unter sehr schwierigen Zeitverhältnissen wichtige Dienste leistete. Als Beamter der helvetischen Einheitsregierung hatte er nämlich die höchsten Magistraturen zuerst in den Waldstätten, dann in Tessin und zuletzt in Basel Jahre lang mit großen Erfolgen bekleidet. Nun aber da sich in den Parteikämpfen der „Föderalisten“ gegen die „Unitarier“ der Sieg jenen Ersteren zuwendete, nahm Zschokke, in manchen seiner Hoffnungen getäuscht, die Entlassung aus dem Staatsdienste und zog sich fern von Politik und Weltgetümmel in die Einsamkeit von Viberstein zurück, um hier den Wissenschaften zu leben. Das Erscheinen dieses Mannes ermangelte nicht, in der ganzen Umgegend Aufsehen zu erregen, bei dem zu jener Zeit noch sehr ungebildeten Landvolke sogar abergläubige Erwartung. Auf Kirchberg aber fand er im Pfarrhause freundliche Aufnahme. Es zeigte sich, daß man schon von früher her bekannt mit einander sei. Pfarrer Rüspertli hatte Zschokke einmal in Basel, während dieser dort helvetischer Regierungsstatthalter war, besucht und ebenso hatten sich Zschokke und Nanny daselbst, wenn auch nur sehr flüchtig, gesehen. Letztere war nämlich bei Freundinnen, den Töchtern Geigi, in Basel für einige Tage zum Besuche gewesen. Da, als einmal der jugendliche Regierungsstatthalter in halbmilitärischem Kostüm, begleitet von zwei Cavalieren am Hause vorüberritt, eilten die Mädchen neugierig an's Fenster, um ihn zu sehen. Zschokke, der sie bemerkte, fragte nach der Unbekannten, ohne ihren Namen erfahren zu können; aber ihr Bild prägte sich tief seiner Er-

innerung ein und wie groß war nun die Ueberraschung, sie so unerwartet als Nachbarin auf Kirchberg wieder zu finden! Natürlich wiederholten sich die Besuche des Schloßbewohners nun öfter; man fand sich in der Pfarrersfamilie dadurch geehrt und dachte anfänglich kaum an Weiteres, bis ein Bauer einst dem Papa unverblümt heraus sagte: „Der wird noch einmal euer Tochtermann!“ Ob die Herzen der jungen Leute Aehnliches schon früher prophezeiten, ist nicht mehr zu ermitteln; soviel bleibt gewiß, daß, wenn Nanny Nachmittags mit dem Strickzeuge auf ihrem Lieblingsplätzchen hinterm Pfundgarten oben an der Berghalde saß, von wo man eine treffliche Aussicht gegen Viberstein genießt, gewöhnlich dann sich dort das Schloßfenster öffnete und das perspectiv gegen besagtes Lieblingsplätzchen hin gerichtet wurde. Doch ging's noch längere Zeit bis zur förmlichen Verlobung. Im Schweizerlande tobten die politischen Stürme fort; die Helvetik stürzte darob vollends in Trümmer; wüthender Bürgerkrieg drohte auszubrechen und nur die Mediation Napoleon Bonaparte's vermittelte noch zwischen den aufgeregten Parteien. Während dieser schlimmen Tage zogen einmal Schwärme von Bauern, mit Flinten und Mistgabeln bewaffnet, auf Kirchberg, umringten den Pfarrhof und brüllten dem darin wohnenden verhassten „Patrioten“ Tod und Verwünschung zu. Schon fuhren Flintenkugeln durch die Fenster und die geängstigte Familie mußte jeder Gewaltthat gewärtig sein. Da holte Nanny, welche fast einzig noch die Geistesgegenwart behielt, aus dem Keller Wein nebst Käse und Brod, öffnete die verriegelte Hausthüre und ging furchtlos hinaus, um die Leute zu bewirthen. Bei dem Anblicke des muthigen

Mädchens verstummten die Nasenden plötzlich und zogen bald wieder ab.

Zschokke hatte die Bewegungen jener Jahre von seiner Warte herab als unbetheiligter Zuschauer beobachtet und lebte dabei im Genuße seiner Studien und des freundschaftlichen Umganges. Als nun aber allmählig die öffentliche Ordnung sich wieder befestigte, als der neuentstandene Freistaat Aargau Zschokke in überraschender Weise zu seinem Bürger angenommen und die Regierung ihn zum Oberforst- und Bergrathe des Kantons ernannt hatte, dachte er auch ernstlicher daran, einen eigenen Heerd zu gründen. Längst schon fühlte er sich in dem weitläufigen Schloßgebäude, dessen oberes Stockwerk er mit seinem Diener bewohnte, und in seiner Junggesellenwirthschaft allzu vereinsamt. Er hielt um die Hand seiner geliebten Nanny an, und sie ward ihm gewährt. „Aber,“ sagte der Vater verlegen, „ich bin nicht reich; ich kann ihr keine große Aussteuer mitgeben!“ — „Lassen Sie das gut sein, lieber Papa!“ entgegnete Jener. „Geben Sie mir Ihre Tochter nur im Hausröcklein; ich verlange Nichts weiter!“ Und so geschah es. Die Hochzeit wurde in größter Einfachheit gefeiert; den 25. Februar 1805 um die eilfte Stunde traute sie der Vater vor dem Taufsteine seiner Pfarrkirche. Die Braut durfte dabei nur im indiemnenen Alltagskleide erscheinen, einen frischen Blumenkranz in den Haaren. Eingeladen war Niemand als Charlotte Frey, die sich einen Monat zuvor an der gleichen Stelle mit Hrn. Friedrich Frey von Aarau vermählt hatte. Auch das darauf folgende Hochzeitmahl war höchst einfach; kaum durfte ein Kuchen dabei erscheinen. Doch kam eine Ueberraschung, welche das Fest auf's

Sinnigste verschönte. Zschokke's Freund, der junge Frankfurter Buchdrucker und Buchhändler Heinrich Remigius Sauerländer, welcher sich in Aarau niedergelassen hatte und nun schon über ein Jahr den „Schweizerboten“ verlegte, hatte veranstaltet, daß während des Mahles ein Bauer mit Hut und Stock, als ob er von Weitem herkäme, eintrat und das vom Prälaten Hebel in Karlsruhe verfaßte Gedicht überreichte:

„I ha's jo gseit und 's isch so cho!
Was hani gseit? 's werd nid lang goh,
So bring der Bott vom Schwizerland
Es Brütli an der weiche Hand.“

Am Abend sodann nahm der Glückliche seine Neuvermählte an den Arm und führte sie heim. Von Stunde an schloß sich ihm die junge Frau mit der ganzen, innigen Aufopferungsfähigkeit ihres Wesens, aber auch mit beinahe kindlicher Ehrfurcht an. Der Altersunterschied zwischen beiden Gatten betrug 14 Jahre und der Abstand der Bildung zwischen dem gelehrten, weltgereiften Manne und dem dürftig unterrichteten Mädchen war nicht minder groß. Sie war fast noch eine unbeschriebene Tafel; Zschokke konnte sie noch ganz nach seinen Ideen erziehen. Zuerst geschah nun für ein- und allemal eine Trennung der Gewalten; der Frau wurde das Hauswesen als unbeschränktes Königthum zugewiesen, während der Mann sich die Studierstube als sein Allerheiligstes in gleicher Weise vorbehielt. *) Die

*) Nur einmal und dann nie mehr erlaubte sie sich gleich im Anfange der Ehe einen Eingriff in die Befugnisse ihres Gatten, indem sie bei einer mehrtägigen Abwesenheit desselben seine große Bibliothek, die nach Fächern geordnet war, nunmehr nach Farbe des Einbandes und Größe

Frau sollte so unabhängig dastehen, daß Niemand, am wenigsten die Schwiegermutter, sich einmischen durfte. „Ich habe Dich allein geheirathet, und nicht die ganze Verwandtschaft dazu!“ pflegte Zschokke zu sagen. Aber in ihrem Bereiche sollte sie auch gleich von Anfang an der Arbeit vollauf haben, weil „gar nichts für junge Weiber größeres Gift sei, als lange Weile.“ Es wurden daher vier gelehrte Herren, welche ein großes physikalisches Werk für den Herrn Rudolf Meyer, Sohn, in Aarau zu bearbeiten hatten, in Kost und Logis genommen — und an Geschäften fehlte es ihr in der That nun nicht. Dazu hatte sie das ganze Rechnungswesen zu besorgen, zumal ihr Gatte kein großer Freund vom Rechnen war und zuweilen behauptete, er verstehe nicht das Einmaleins. Ihr angestammter Sinn für einfache Häuslichkeit fand überdies in seiner Schule, die nach dem Wahlspruche geleitet wurde: „Entbehrliches entbehren lernen,“ treffliche Ausbildung. Die Visitenmacherei mit dem bodenlosen Geschwäze von Moden und Kleidern fiel ganz weg. Vom Vermählungstage an besuchte Frau Zschokke und gab sie keine Theezirkel mehr und auch kein einziges Mal hat sie seitdem wieder getanzt. Ihre Erholung war, nach vollbrachtem Tagewerk am Arme ihres Heinrich längs den Aarufeln zu lustwandeln und ihr höchster Genuß, wenn er ihr aus seinen gerade in Ausführung begriffenen schriftstellerischen Werken oder auch aus Briefen an Freunde vorlas. Er that dies sehr häufig und bewahrte diese Sitte bis in sein Alter, so lange er überhaupt nur die Feder führen konnte. Das Urtheil seiner Frau ward

des Formats in Reih und Glied aufstellte, freilich zum nicht geringen Verdrusse des Heimkehrenden.

ihm, je mehr es sich in diesem geistigen Umgange reifte, um so werthvoller; auch galt es ihm von Anfang an als Herzensbedürfniß und Herzensgenuß, sie zur Bundesgenossin seiner innersten religiösen Ueberzeugungen heranzubilden.

Zischoffe war eine durch und durch religiöse Natur, von Jugend an voll heiliger Sehnsucht nach dem Schauen des Ewigen und Göttlichen. Seine Jugend fiel in die Blütheperiode der Kant'schen Philosophie, von der er auch für alle Zeit seines Lebens die rationelle Richtung beibehielt. Allein er selbst wurde nie Philosoph im Sinn eines streng dialectischen Denkens. Sein Gemüthsleben war dafür zu reich, seine Phantasie zu warm. Die große Begabung, die er von Gott erhalten, bestand darin, ein Volkslehrer der edelsten Ideen der Zeit in der edelsten Form des Ausdrucks zu sein. Aber was von ihm segnend in weitere Volkskreise ausging, das mußte sich zuerst im engern, traulichern Kreise des Familienlebens vorbereiten. Aus den Unterhaltungen mit seiner Frau und nachmals mit seinen Söhnen über die erhabensten Aufgaben des menschlichen Geschlechtes gingen die bedeutendsten seiner Schriftwerke hervor. Indem er sich erklärend gegen Andere aussprach, wurde er sich selbst vollends klar. Auf diese Weise entstanden namentlich auch die „Stunden der Andacht“, welche er von 1809 bis 1816 als Wochenschrift herausgab. Die täglichen Freuden und Leiden des Hauses oder die Ereignisse des Weltlaufes oder auch seine naturhistorischen Studien gaben Veranlassung, ein Thema in erwähnter Weise zu besprechen. War er dann ganz erfüllt von der Größe seines Gegenstandes, so stand er andern Morgens in aller Frühe, zuweilen schon um 2 Uhr auf und ließ nicht ab, bis das Be-

sprachene auf dem Papiere stand. Es mußte jede Betrachtung in einem Guffe geschrieben sein; gelang dieß nicht, so zerriß er die unvollendete Arbeit wieder.

Die Heranbildung der noch so jugendlichen Gattin fiel dem begeisterten Lehrer nicht schwer, da diese eine glückliche Fassungskraft und ein in Liebe williges Herz besaß. Zudem gesellte sich zur Theorie die lebendige Praxis in fortwährender Übung häuslicher Tugend. Er ging ihr als Vorbild in Wort wie in der That voran. Manchmal, wenn Nanny bei geringern Kümernissen zu vorschnell zagen wollte, suchte er sie mit seinem unerschöpflichen heitern Humor zu heilen. So z. B. befanden sich die jungen Eheleute einmal in bedenklicher Geldverlegenheit; ihre ganze Baarschaft bestand nur noch aus einem Brabanterthaler. Die junge Frau wurde darob sehr kleinmüthig und klagte es dem Manne mit heißen Thränen. Sie standen auf einer Altane beim Schloßthore, wo tief unten die Aare vorüberrauscht. Zischofke tröstete: Gott werde schon wieder Hülfe senden; allein Alles war umsonst. Da ergriff er endlich den verhängnißvollen Thaler, zeigte ihn der Weinenden und fragte lachend: „Soll ich ihn auch noch fortwerfen!“ Ehe sie nur recht darauf antworten konnte, flog das Geldstück in weitem Bogenwurfe zum Strome hinunter und verschwand in seinen Wellen. Die Frau erschrak anfänglich sehr, wurde aber bald um Vieles ruhiger; und die wiedergekehrte Zuversicht täuschte sie nicht; wenige Tage darauf erschien reichlicher Ersatz. Seitdem so oft Zischofke seine Gattin auf ähnliche Proben setzen wollte, rief sie jedes Mal: „Du wärest es wohl im Stande!“

Noch während des Aufenthaltes im Schlosse Viberstein wurde

das Ehepaar durch die Geburt des ersten Sohnes erfreut. Zschokke verkündete es jubelnd an Charlotte Frey, an die liebe „Cousine“, wie sie von da an in der Familie stetsfort genannt wurde: „Ich fühle schon die Schwäche, welche einem Vater so gewöhnlich ist — Nanny dagegen war auch mitten unter den Schmerzen der Entbindung stark — sie entzückt mich durch ihre himmlische Heiterkeit.“ — Die jugendliche Mutter stillte dieses erste Kind wie alle folgenden selbst; sie hielt es für die vom Schöpfer dem Weibe vorgeschriebene heilige Pflicht, und ihre Unterlassung aus Eitelkeit schien ihr Sünde. Doch dauerte es oft zu lange bis zur Entwöhnung, was sich dann auch wieder bestrafte.

Das Erscheinen eines jungen Weltbürgers bringt große Veränderungen in ein Hauswesen: eine Menge bisher unbekannter Bedürfnisse machen sich nun geltend und der Kleine in der Wiege ist ein wahrer Haustyrann. Jetzt erst bemerkte man in dem einsamen Schlosse, daß der Arzt*) sehr entfernt wohne und daß manche unentbehrliche Bequemlichkeit auf einem Dorfe nicht zu finden sei. Dazu kam, daß die Herausgabe des „Schweizerboten“, sowie der ganze literarische Verkehr zwischen Zschokke und Sauerländer unter der Entfernung von Aarau litt. So ungerne er es that, Zschokke mußte dennoch den romantischen Aufenthalt, wo er fünf Jahre glücklich verlebt hatte, verlassen und zog mit seiner kleinen Familie in die Stadt (im J. 1807), wo er am „Rain“ ein wohleingerichtetes Haus mit hübschem Garten und Baumgarten dahinter ankaufte. Letzteres that er

*) Heinrich Schmuziger, ein Mann unvergeßlichen Andenkens in Aarau, welcher Zschokke's intimster Hausfreund blieb bis zu seinem im J. 1830 erfolgten Tode.

jedoch nur mit dem Gelübde, sobald wie möglich eine Wohnung im freien Grünen an der sonnigern linken Marseite und nach eigenem Geschmacke zu bauen. Es erfolgte dies zehn Jahre später. Am Hügelabhange des Hungarberges, zwischen Obst- und Weingärten, wo eine weite, reizende Aussicht über Thal, Strom und Stadt bis zu den Schneegebirgen offen liegt, gründete Zschokke seine „Blumenhalde“, die das eigentliche Stammhaus seines Geschlechtes werden sollte. Er ließ es nach selbstverfertigtem Plane, im Style einer italienischen Villa, ausführen und wählte das Nothjahr 1817 zum Bau, um den Arbeitern der Gegend Beschäftigung zu geben.

Hier lebte er nun im Schooße des seltensten Familienglückes 31 Jahre und seine Gattin noch 10 Jahre länger. Sollte ich alle Denkwürdigkeiten dieses langen Zeitraumes aufschreiben, sie müßten zu einem dicken Buche anschwellen. Für die Kinder der Familie und für die Freunde derselben lebt und webt Alles dort von unvergänglichen Erinnerungen. Jeder Stein im Hofe, jeder Baum im Garten, jedes Tableau an den Wänden, jedes Meubel in den Zimmern erzählt eine Geschichte aus der alten, schönen Zeit.

In ihrer Ehe wurde Frau Zschokke dreizehn Male Mutter. Die Geburtstage des Ältesten und des Jüngsten ihrer Kinder liegen 23 Jahre aus einander. Jedes Mal war's ein hoher Festtag, wenn die Nachricht von einem neuen „Krieger“ durch's Haus scholl. Als die Zwölfzahl der Söhne erfüllt war, verglich sich Zschokke mit dem Erzvater Jakob und sprach mit Dank zu dem Herrn: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir gethan hast!“ Als aber zuletzt

noch als Dreizehntes eine längstersehnte Tochter erschien, rief er: „Nun fangen bei uns die Mädchen an!“ — Kinder wurden in diesem Hause als ein Segen Gottes betrachtet und ihre Erziehung galt als allererste Lebensaufgabe für die Aeltern. Darum wollte die Mutter von der Geburtsstunde der Kinder an keine fremde Wärterin; mochte ihr selbst noch so schwach und schlecht sein, sie besorgte die Kinder Tag und Nacht mit einer Selbstverleugnung, deren nur die Mutterliebe fähig ist. Allein bei aller Zärtlichkeit erlaubte sie sich keine unzeitige Nachgiebigkeit gegen die Unarten derselben. Die Erziehungsgrundsätze ihres Gatten waren bei ihr zur lebendigen Praxis erwachsen. Daß die Ruthe in ihrer Hand eine große Rolle spielte, darf nicht geleugnet werden: es war noch eine Erziehung von altem Schrot und Korn, fern von jener weinerlichen Sentimentalität, die nicht mehr die Fehler der Buben züchtigen darf. Blutete auch oft der Mutter Herz dabei, so mußte doch der Eigensinn und Trotz gebrochen werden: „Wenn das nicht in der Jugend geschieht, so geschieht es später nimmermehr.“ Unbedingter Gehorsam galt als Hausgesetz und die Mamma war Autokratin in der Kinderstube. — Doch muß man sich nicht etwa vorstellen, daß sie immer nur strenge dreinblickte; im Gegentheil, ihr Auge leuchtete wie eine Sonne der Liebe über die Kleinen. Wenn Einer oder Zwei den Sitz auf ihrem Schooße behaupteten und ein Anderer an der Rücklehne ihres Stuhles hinaufkletterte, und ein Vierter auf einem Schemel zu ihren Füßen saß und ein Fünfter und Sechster glücklich war, nur ihre Schürze festhalten zu können, dann sang sie oder erzählte, oder sprach ihnen die Verslein vor, die der Vater nach den blauen Bildern auf den Kacheln des

Dfens gedichtet hatte. — Später ging dann das förmliche Lernen an und aus der Mutter wurde eine Schulmeisterin, wie es Wenige gibt. Da keiner der Knaben die Anfangsschulen der Stadt besuchte — das war grundsätzlich festgesetzt — so stufte sich der mütterliche Unterricht vom A. B. C. und dem kopfzerbrechenden Einmaleins bis zu den Anfangsgründen der französischen Sprache empor. Noch sind einige der Elementarbücher, aus denen alle Generationen der Brüder ihre erste Weisheit erhielten, vorhanden, aber in zerstücktem Zustande, wie Fahnen nach mörderlichen Feldzügen. Neben dem Dociren her ging aber ununterbrochen die flinke Arbeit der Hände. Wo so viele lebhaft kleine Buben beisammen sind, gib't's Etwas an Hosen und Strümpfen zu flicken, und die rüstige Frau war der gleichzeitigen Sorge für geistige und irdische Bedürfnisse ihrer Lieb- linge durchaus gewachsen. Bedenkt man nun noch, wie sie da- neben beständig nach links und rechts den Mägden Befehle zu ertheilen, allerlei Anordnungen zu treffen, selbst eine Unzahl von Hausgeschäften zu erledigen und doch noch zahlreiche Be- suche von Fremden aus allen Weltgegenden, die zu ihrem Gatten kamen, zu empfangen hatte, so hat man ein Gemälde von der rastlosen Thätigkeit dieser Frau, welche nie müde wurde weder in Arbeit noch in Liebe.

Aber in das bewegte heitere Leben des Mutterglückes warf dann auch die Hand der Vorsehung manchmal dunkle Schatten und heiße Thränen. Der erste große Schmerz, den die beiden Gatten, noch in ihren jugendlichen Jahren, zu tragen hatten, war der Verlust ihres Guido. Das frischeste, gesündeste, schönste Kind von nicht ganz zwei Jahren, starb in einer Nacht, von

der Halsbräune befallen, plötzlich. Da lag es marmorbleich in seinem Bettlein, mit zahlreichen weißen Blumensträußen von Freundeshänden überdeckt, und daneben rang die junge Mutter ihre Arme; dem in Weisheit so gereiften Manne an ihrer Seite, der sie trösten sollte, war es selbst schwer, Trost zu finden. Aber diese furchtbar-herbe Prüfung ward für Beide, wie sie es nachmals oft aussprachen, eine göttliche Wohlthat und Segens- that ohne Gleichen. Aus dem Feuer der Prüfung ging ihr Herz geläuterter hervor; ihre Liebe zu Gott war dadurch reiner und inniger geworden. Um sich anfänglich zu zerstreuen, machten sie mit ihren beiden ältesten Knaben und mit Nanny's Schwester, Luise*), eine Reise an den Bodensee. Dann aber, als der Schmerz milder geworden, ging aus ihm mannigfache Frucht des Segens hervor. Die meisten jener tiefergreifenden Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit in den „Stunden der Andacht“ stammen aus jener Zeit her. — Im Familienkreise galten fortan die Verstorbenen — denn Hermann folgte seinem Brüderchen nur wenige Jahre später und von derselben tödtlichen Krankheit dahingerafft — noch immer als wären sie nicht geschieden; man feierte ihre Geburtstage, als wenn sie noch im Kreise der Uebri- gen „wie Delzweiglein um den Tisch herum“ gegessen wären.

Die Geburtstage überhaupt waren die im Familienkalender roth angestrichenen Feste. Da baute die Mutter einen großen Festtuchen, überstreute ihn mit Blumen und kleinen Geschenken — die nebenbei gesagt immer nützlicher Art sein mußten — und steckte so viel brennende Wachskerzlein darauf, als der Held des

*) Nachmals Gattin von Ernst Evers, des noch immer mit Achtung ge- nannten Rectors der Aargauischen Kantonschule.

Tages Jahre zählte. Der Geburtstag der Mamma selbst bildete mit dem Weihnachtstage die Krone der häuslichen Jahresfeste. An Jenem brachten Alt und Jung wie dankbare Vasallen einer beinahe vergötterten Königin ihre Huldigungen dar: Geschenke mit Blumen, die ersten selbstverfertigten Zeichnungen, das erste Zwittern poetischer Versuche u. s. w. Abends ward dann ein längst vorbereitetes Feuerwerk abgebrannt, wobei es nicht an Transparents und Illuminationen fehlte. Selbst kleine Theaterstücke wurden mit Hülfe junger Cousinen, welche die weiblichen Rollen übernahmen, zu Ehren der Mutter aufgeführt, so noch am Geburtstag 1838 der „dankbare Sohn“ von Engel. Schauspielhaus war der Garten: belaubte Gebüsch bildeten die Coulissen. — Und nun gar die selige, fröhliche Weihnachtszeit! Schon Wochen lang vorher harrete ihrer die kleine Bevölkerung der Blumenhalbe mit schlafloser Ungeduld, und wenn die Mutter einige Tage vorher das Zuckerwerk zu kneten und zu backen begann, so erscholl das vom Vater gedichtete Blumenhalbner Nationallied: „Leckerli, Leckerli holt man von dem Bäckerli u. s. w.“ so lange, bis die kleinen Schreimäuler von der Mamma mit verfehlten Exemplaren ihres Gebäckes endlich gestopft wurden.

Indessen wuchsen die ältern Söhne heran; es kam die Zeit, da sie das Vaterhaus verlassen sollten, um auswärtige Schulen und Universitäten zu besuchen. Wenn sie zurückkehrten, kam wieder an Andere die Reihe; es ging wie in einem Bienenhause ab und zu. Für das Mutterherz waren die Abschiedsstunden und die oft mehrjährigen Abwesenheiten der Söhne Quellen mannigfacher Sorgen. So fern von ihnen hatte sie nichts mehr für sie als ihre Gebete daheim, die wie Warnengel und Schutz-

engel ihnen nachfolgten. Und wie mütterlich warm redet sie in ihren Briefen. „Habe auch immer Gott vor Augen,“ schrieb sie, „und denke treu an uns, Deine Aeltern. An Gottes Segen ist Alles gelegen! und ich setze noch hinzu: an der Aeltern Segen ist Viel gelegen!“ Mehrere Söhne hatten im Auslande schwere Nervenfieber-Krankheiten durchzumachen; sie überstanden dieselben jedoch glücklich. Noch mehr ängstigte sich die Mutter vor den Gefahren der Verführung, die in den großen Städten Deutschlands und Frankreichs für einen unerfahrenen Schweizerjüngling oft so verderblich sind. Sie schrieb darüber: „Lieber würde ich die Nachricht erhalten, es sei Einer von Euch gestorben, als es sei Einer schlecht geworden!“ Und sie erlebte auch die große Genugthuung, daß Keiner der Ihrigen sittlich mißrieth, daß vielmehr Alle, so viel am Leben blieben, die Freude ihrer alten Tage wurden. Dazu hatte nicht nur die Zucht und Ermahnung durch das älterliche Wort, sondern ganz besonders auch das älterliche Vorbild beigetragen. Im Hause ward nie ein unedles oder auch nur zweideutiges Wort je gehört; keine Lüge, selbst im Scherze nicht, und keine üble Nachrede gegen Andere geduldet; alle Gemeinheit strenge fern gehalten. Auf diese Weise erstarkt ein Familienleben, das so innig und treu verbunden, in sich glücklich war durch Gottesfurcht und Frieden.

Die Dreißiger-Jahre kamen. Während ihre Wetter ringsum fausten und wohl auch mitunter von Außen her an der Blumenhalde stürmisch anpochten, blieb deren Inneres als gefriedetes Heiligthum ganz unberührt. Ischoffe feierte mit seiner Nanny und im Kreise seiner Kinder das Silberhochzeitfest.

Man sah damals weder an ihm, dem angehenden Sechsziger, noch an ihr, der stattlichen 45jährigen Frau, ein Anzeichen vom kommenden Alter, nicht einmal bei Zschofke ein leises Grauwerden der Schläfe; Beide erfreuten sich noch und auf lange Jahre später einer fast eisernen Ausdauer ihrer Kräfte. Nur ward Frau Zschofke öfter von einer sehr schmerzlichen Migraine heimgesucht, die sie für Tage lang herabstimmte; aber kaum war das Uebel fort, so lebte in ihr die gewohnte Thätigkeit und die ganze Gluth ihres lebhaften Geistes wieder auf. — Bald nach dem Silberfeste, das noch so gemüthlich=heiter begangen worden, folgten Ereignisse, die das Mutterherz wie mit zweischneidigem Schwerte durchbohrten. Ihr Arnold war (schon im J. 1828) unrettbar am schwarzen Staar erblindet. Drei Jahre trug nun der liebenswürdige Knabe, immer fröhlich, ohne ein einziges Mal zu murren, sein Leiden, bis er mehr und mehr hinsiechend, zuletzt (im Juli 1831) auslosch, wie ein Lämpchen, dem das Del versiegte. Er wurde 13 Jahre alt. — Ebenso begabt und gemüthlich, aber noch unerschöpflicher an Wiß und guter Laune war Antonin. Ein Jahr nach seiner Confirmation trat er in eine mechanische Werkstätte zu Bern, wo sich die erste Spur jener furchtbaren Krankheit zeigte, welcher er im schönsten Jünglingsalter als Opfer fallen sollte — der Epilepsie. Jahre lang brachte er nun wieder in der Heimath zu, getreulich von der Mutter gepflegt und ängstlich von ihr gehütet, weil er von Zeit zu Zeit, am Ende beinahe täglich, unter entsetzlichen Krämpfen zu Boden sank. Trotzdem blieb seine Fröhlichkeit unverwundlich und wie oft erheiterte er mit seiner getreuen Violine die um sein Schicksal tiefbekümmerte

Familie! An einem Herbstabende des Jahres 1835 schüttelte er noch eifrig bis spät reife Birnen vom Baume, gab dann den Aeltern heiter den Gute-Nacht-Kuß und ging zur Ruhe. Als es am Morgen auffiel, daß er so gar lange nicht aufstand und man nachschaute, ward er als Leiche im Bette gefunden. Ohne Zweifel hatte ein schwerer Anfall seiner Krankheit während der Nacht sein Leben schmerzlos geendet. Er war 23 Jahre alt geworden. — An diesen beiden frischen Todtenhügeln ward die gebeugte Mutter ihres Schmerzes anfänglich kaum Meister. „Wie ist es einem Baume, wenn man einen Ast gewaltsam davon abreißt?“ rief sie klagend. „So ist es mir, als wenn ein Stück vom eigenen Herzen aus meiner Brust gerissen würde!“ Und ein „Stück vom eigenen Herzen“ war ihr das Kind, zumal das leidende, um das sie Jahre lang unaufhörliche Kümerniß getragen hatte.

In einer so zahlreichen Familie folgen sich die Trauer- und Freudenscenen oft in raschem Wechsel. Gerade in jenen Jahren fanden mehrere Verlobungen der ältern Söhne statt und die Erscheinung jugendlicher Bräute in der Blumenhalde, wo bisher fast nur Knaben ihre Rolle gespielt hatten, gab dem häuslichen Leben frischen Reiz und Schwung. Nach dem Grundsatz der Aeltern sollten die Söhne, wie ihre Berufslaufbahn, so auch ihre Wahl unter den Töchtern des Landes ganz nach freier Neigung treffen. Dem Beispiele folgend, das einst der Vater gegeben, durfte dabei Rang und Geld nicht den Ausschlag geben, sondern allein das goldene Wort Schillers:

„Es prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!“

Daß demgemäß jeder dieser Verlobungen ein kleiner Roman vorausging, versteht sich von selbst und ebenso, daß die Mutter allfälligen Anfechtungen des tragischen Geschickes gegenüber die Partei der Liebenden auf's Lebhafteste ergriff. Das Glück ihrer Kinder war ja ihr eigenes Glück, und wie selig fühlte sie sich in dem Gedanken, ihr mütterliches Königreich nun auf so viel weitere Gebietsheile ausdehnen zu können! Im Laufe der Zeit hatte sie neun Hochzeiten auszurichten und erlebte dann noch in Summa die Geburt von 24 Großkindern und in ihrem sechs-
zigsten Jahre noch eines lieblichen Urgroßtöchterleins. Sie ließ es sich nicht nehmen, jedes Mal zum Wochenbette ihrer Schwiegertöchter und zuletzt auch ihrer eigenen, seit 1852 in Frankfurt a. M. verheiratheten Tochter Cölestine zu eilen, um zu helfen, wo zu helfen war; auch bedang sie sich aus, je beim Erstgeborenen jeder Zweigfamilie die Pathenstelle zu versehen.

Obwohl nun jeder der Söhne und die Tochter eigenen Herd besaßen und es in der Blumenhalde je länger je einsamer wurde, nahm ihre Geschäftsunermüdlichkeit darum keineswegs ab. „Kleine Kinder, kleine Sorgen! Große Kinder, große Sorgen!“ pflegte sie zu sagen. Sie umfaßte mit ihrer Liebe alle die zum Theil weit zerstreuten Colonien der Ihrigen und hatte überall hin zu schreiben und zu rathen, auch selbst zu besuchen und Hand in den Haushaltungen anzulegen oder die Kranken zu pflegen; es wollte nie enden. Ja fast noch schmerzlicher als je zuvor hatte sie wieder zu trauern und zu trösten, als wieder eine Reihe von Jahren später zwei ihrer erwachsenen Söhne, als Familienväter, vor ihr her wegstarben. Der Erste war Julius, Advocat und Mitglied des Landrathes in Riestal,

welcher seine Gattin mit einem einzigen Töchterlein zurückließ, und der Zweite, Eugen, welcher, als Arzt zu Stein im Friedthale, einem großen Wirkungskreise entrißen wurde. Seine Gattin war zwei Jahre vor ihm zu Grabe getragen worden und zwei noch sehr junge Knaben blieben als vater- und mutterlose Waisen zurück.

Heinrich Bschokke hatte noch den Verlust von Julius erlebt. Allein schon an jenem Tage, da er dem Sarge desselben auf den Gottesacker von Piestal scheinbar noch als rüstiger Greis nachfolgte, trug er den Keim seiner Todeskrankheit in sich. Eine Diarrhoe, die er sich auf einem Ausfluge nach Holland im Jahre 1843 in Folge von Erkältung geholt hatte, verließ ihn nicht mehr und untergrub allmählig seinen sonst so kräftigen Organismus. Jahre lang hielt er sich zwar noch aufrecht, immer frischen Geistes, immer ungetrübten Gemüthes wie in seinen besten Jahren; einzig in der letzten Zeit nahm man wahr, daß die Hand des Alters und des nahenden Todes ihn erfaßt hatte. Am Morgen des 27. Juni 1848 lösten sich die Bande, die den muthigen Kämpfer für Licht und Wahrheit, die den tugendhaften Sterblichen an diese Welt des Staubes geknüpft hatten. Er ging in die Heimath der Geister zum Schauen der Vollendung ein. Was das Vaterland, was die Menschheit an ihm verlor, das hat die Trauer Unzähliger fern und nahe bezeugt; was aber seine Gattin und seine Kinder an ihm verloren, das weiß nur der, welcher in das Verborgene der Herzen blickt.

Das alte, edle Haupt der Familie, ihr Gründer und Stammhalter war dahin; seine Wittve trat nun als Patriarchin ihres zahlreichen Geschlechtes an seine Stelle. Sie überlebte den Ver-

ewigten noch um 10 Jahre und wahrte sich die Verehrung und Liebe, deren Mittelpunkt ihr Mann gewesen, und die nun großen Theils auf sie überging, stets mit Würde. Sie war noch immer geistig und körperlich überaus rüstig, trotzdem daß so viele Prüfungen über sie gegangen und sie in den letzten Zeiten mehrere Male gefährliche Krankheiten überstanden hatte. Ihr Haar bleichte nur langsam; auf ihren Zügen, obwohl sie mit dem Alter schärfer wurden, zeigte sich noch immer Lebendigkeit und Frische. Auch jetzt noch bewegte sich die geschäftige Martha von Morgens früh, meist schon von 5 Uhr an, bis zum Abend in ununterbrochener Thätigkeit. Ihr Hauswesen hatte sich zwar, zumal seit ihre jüngsten Söhne nicht mehr bei ihr wohnten und das leer gewordene Erdgeschloß des Hauses ausgemietet war, in immer engere Grenzen zusammen gezogen. Allein es war ihr unmöglich, der Ruhe zu pflegen; wo es nichts zu schaffen gab, machte sie sich Geschäfte. Besonders nahm sie sich nun der Waisenkinder der Familie mit großmütterlicher Liebe an. Ihrer Erziehung widmete sie den Abend ihres Lebens. Das Erziehen von Kindern, worin sie früher so Großes geleistet hatte, war ihr eigentlich zum Bedürfnisse geworden, und es war oft rührend zu sehen, wie sie nun, 70 Jahre alt, ihre Pädagogik an den kleinen Enkeln erneute, die sie schon vor einem halben Jahrhundert an den eigenen Kindern zu üben begonnen hatte. Auch sonst ging ihr der Stoff zur Thätigkeit nie aus. Gegen ihre Kinder war sie wie immer die herzgute Mutter, die half, wo sie konnte. Alle Jahre machte sie bei den Auswärts-Wohnenden ihre vergnügten Rundreisen; zwei Male unternahm sie selbst ganz allein die Eisenbahnfahrt nach Frankfurt a. M. zu ihrer

dort wohnenden Tochter, ohne im Mindesten Beschwerde davon zu fühlen. Ueber ein halbes Jahr übte sie auch die Schmerzenspflicht der Pflege ihres todtkranken Sohnes Eugen in Stein, und als er gestorben, ordnete sie seine Angelegenheiten. Wenn sie dann wieder nach Hause zurück war, unterhielt sie mit ihren entfernten Lieben und Bekannten eine stets eifrige Correspondenz. Sie besaß eine große Zahl von alten und neuen Bekannten, mit denen sie freundschaftliche Verbindungen unterhielt. Sie hatte die Gabe, oft mit ganz fremden Personen, mit denen sie gelegentlich zusammentraf, Gespräche anzuknüpfen, sich für deren Angelegenheiten auf das Theilnehmendste zu interessiren und war bemüht, ihnen dann oft Gefälligkeiten oder selbst wesentliche Dienste zu erweisen. Ihr Leben war überhaupt reich an Wohlthun und viele Arme oder Nothleidende der Umgegend vermiften nach ihrem Tode schmerzlich die gütige Frau, die sich ihrer stets so freundlich angenommen hatte.

Zehn Jahre übte sie noch ein so heiteres Tagewerk, bis Gott der Herr sprach: Es ist genug gethan! Leise Mahnungen an die Sterblichkeit waren in der letzten Zeit schon wiederholt an sie ergangen. Im Winteranfang 1857 klopfte es mit einer für ihr Alter bedenklichen Krankheit bei ihr an, mit der Grippe. Allein ihre kräftige Natur half ihr auch jetzt wieder heraus; sie brachte den größten Theil des Winters in Wohlsein zu und verlebte noch frohe Abende im Familienkreise. Doch entging es Allen nicht, wie ihre Gestalt immer mehr zusammen zu fallen begann. — Den 10. Februar 1858 kam sie von einem Besuche heim; es war ein sonniger Morgen. Als sie den Fahrweg zu ihrem Landgute langsam hinauffstieg, wandelte sie eine plötzliche

Schwäche an, so daß sie, was noch nie geschehen war, zu Boden sank. Wohl eine Viertelstunde mochte sie, von Niemanden gesehen, dort zugebracht haben, bis sie sich in den Hof schleppen konnte, wo auf ihren Ruf die Magd zur Hülfe herbeikam. Es war wie eine Vorbedeutung ihres baldigen Todes, daß gerade der Zwetschgenbaum, unter dem die Mutter niedergesunken war, einige Tage darauf bei einem starken Schneefall zusammenbrach, und daß seine zerknüchte Krone jene Stelle des Fahrweges bedeckte! — Doch auch jetzt noch hoffte die altersmatte und doch nicht lebensmüde Frau ihre Schwäche überwinden zu können. Mit der außerordentlichen Willenskraft, die sie immer im Leben bewiesen, zwang sie sich, die beiden folgenden Tage noch außer dem Bette zuzubringen und ihren gewohnten Beschäftigungen nachzugehen; allein am dritten Tage mußte sie sich der höhern Gewalt fügen. Nach einer schlaflos zugebrachten Nacht erkannte sie auf einmal deutlich, daß es mit ihr aus sei, daß sie dem Sterben entgegen gehe, und von diesem Augenblicke an bereitete sie sich, getrost auf Gott hoffend, zu ihrer Stunde vor. Es war ein Todtenbette, wie man selten ein schöneres findet. Ihr Geist blieb durchaus klar bis zum letzten Athemzuge; ihr Gemüth befand sich während dieser ganzen Zeit in einer feierlich gehobenen, mit Gott und der Welt versöhnten Stimmung. Körperlich hatte sie in den ersten Tagen nicht viel zu leiden, außer bei zuweilen wiederkehrenden Anfällen von Athembeschwerde und Husten mit Uebelkeit verbunden. Beständig umringt von den Ihrigen — denn auch ihre Tochter Cölestine war von Frankfurt herbeigeeilt — brachte sie noch unvergeßliche und gesegnete Tage unter ihren Kindern zu. Sie dachte noch an Alle und

ließ die abwesenden Großkinder und sonstige Bekannte grüßen; für Alle hatte sie noch ein freundliches Wort. Sie scherzte sogar mitunter noch und lachte dabei fröhlich auf. Die Trauernden tröstete sie und sprach: „Wenn ich gestorben bin, so weinet nicht so sehr; es ist mir ja dann wohl!“ Weit entfernt, sich vor dem Tode zu fürchten, verlangte sie vielmehr sehnlichst danach. Alle Anzeichen ihrer baldigen Auflösung waren ihr wichtig und willkommen; zuweilen hob sie, wenn Jemand zu ihr trat, die Hände wie triumphirend empor, um zu zeigen, daß sie schon zu schwellen anfiengen. Mit ihrem lebhaften Geiste ordnete sie noch Manches an, das nach ihrem Tode geschehen sollte; so ließ sie sich die Kleider bringen, die sie in den Sarg mitzunehmen wünschte, und wollte noch das Verzeichniß der Personen dictiren, denen das Leid angesagt werden sollte, damit Niemand vergessen würde.

Nach der Mitternachtsstunde des 25. Februar fühlte sie die Entscheidung nahen. Sie ließ während der Nacht ihre in Arau wohnenden Söhne herbeirufen. Ihre Krampfanfälle wiederholten sich häufiger und mit immer stärkerer Gewalt. In den Zwischenpausen aber sprach sie sehr ruhig; ihr ganzes Denken war auf den Abschied gerichtet. Als man sie einmal fragte, ob sie geschlummert habe, verneinte sie es lächelnd: „Ich hätte jetzt nicht Zeit dazu; ich habe gar viel zu denken und mich vorzubereiten auf die große Reise, die ich antreten soll.“ — Ein ander Mal sagte sie: „Nun endlich stehe ich an der Pforte so vieler Räthsel. Mich nimmt doch Wunder, wie es eigentlich in jener Welt aussieht.“ Sie hatte auch die Idee, man sollte ihr das Versprechen abnehmen, nach dem Tode wieder zu erscheinen, um über die

Ewigkeit Auskunft zu geben. Als man ihr aber die Unmöglichkeit darstellte, erwähnte sie nichts weiter davon. Ganz besonders erhob sie der Gedanke, daß der 25. Februar, der Erinnerungstag ihrer Hochzeit, auch ihr Sterbetag werden sollte. Ihr Antlitz war ganz verklärt, als sie sagte: „Nun so kann mich denn heute der Papa wieder als seine Braut empfangen!“ Als sie dann auch der verstorbenen Söhne gedachte, setzte sie hinzu: „Die Hälfte von euch lasse ich noch auf der Welt zurück; die andere Hälfte finde ich dort wieder. O wie freue ich mich, sie zu sehen!“

Von Tagesanbruch an athmete sie immer schwerer. Nun kamen auch zahlreich die Schwiegertöchter und Großkinder herbei; alle um das Bett der sterbenden Mutter versammelt, nahmen weinend von ihr Abschied. Mehrere Stunden vergingen, in denen sie sich sehr nach der Erlösung sehnte und jeden Augenblick den neben ihrem Bette sitzenden Arzt, ihren ältesten Sohn, fragte, ob der Puls noch nicht zu schlagen aufhöre oder ob ihre Augen noch nicht brechen. Als zuletzt noch ihre älteste Großtochter erschien, die selbst erst von dem Krankenlager aufgestanden war, um von der Großmutter Abschied zu nehmen, begrüßte sie dieselbe noch auf's Freundlichste. An sie waren ihre letzten Worte gerichtet: gleich darauf senkte sich ihr Haupt zur Seite. Noch zwei oder drei Athemzüge und die Glorie der Vollendung verbreitete sich über ihr entschlummerndes Antlitz! Sie starb um 11 Uhr Vormittags, zur nämlichen Tagesstunde, da sie vor 53 Jahren mit ihrem Gatten getraut worden war.

Sonntag den 28. Februar trug man ihre Hülle unter großer Theilnahme von Freunden und Bekannten aus der Stadt und

aus der Ferne Herbeigekommener auf den Gottesacker der Stadt zu Grabe. Ihren Hügel schmückt nun ein einfacher Denkstein; aber dauernder als Marmor wird das Andenken der Vortrefflichen im Herzen der Kinder und Kindeskinde fortwähren.

Friede ihrer Asche!

